



1905

## Friedrich Nietzsche und die "Idealistin" Oktober 1905

Martha Strinz

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Strinz, Martha, "Friedrich Nietzsche und die "Idealistin" Oktober 1905" (1905). *Essays*. 1742.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1742](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1742)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

Aufgaben der Berufserfüllung warten, schwindet die Berechtigung jenes Brotneides, der von Seiten des selbst wirtschaftlich schwerkämpfenden Mannes sicherlich menschlich begreiflich ist. Die Frau ist eben ein anderer Arzt, ein anderer Lehrer, ein anderer Fabrikinspektor als der Mann. Bei der Sozialisierung unserer ganzen Lebensgemeinschaft, bei der die Frau aus dem Hause verdrängt worden ist, hat sich außerhalb des Hauses manche Stelle für frauenhaft mütterliches Wirken und Walten aufgetan, so manche Stelle, die, wenn sie unbefest bleibt, eine Lücke, ein Stück Armut und Mangel in unserer Kultur bedeutet. Es handelt sich bei den wissenschaftlichen Frauenberufen eben um die Aufgabe, jenes frauenhaft mütterliche Element, dessen Spielraum in der Familie auf mannigfache Weise durch die Verhältnisse eingeengt worden ist, der Kultur durch andere Wege wieder zuzuführen.

Deshalb wird der Spielraum der Frauenarbeit in wissenschaftlichen Berufen auch durch zeitweise vorhandene ungünstige Bedingungen nicht dauernd eingeschränkt bleiben.

## Friedrich Nietzsche und die „Idealistin“.<sup>1)</sup>

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Es war im Jahre 1872. Eine kleine begeisterte Kunstgemeinde hatte sich in Bayreuth zusammengesunden, um die Feier der Grundsteinlegung des Festspielhauses zu begehen, um den Tempel zu weihen, an dem die Sonne einer neuen deutschen Kunst erstrahlen sollte. Im alten markgräflichen Opernhause waren die intimen Freunde Wagners in einer Loge zur Generalprobe der Neunten versammelt. „In einer Pause,“ so erzählt Malwida von Meyssenbug, „kam Frau Cosima Wagner in Begleitung eines jungen Mannes auf mich zu und sagte, sie wolle mir Herrn Nietzsche vorstellen. Wie, der Nietzsche? rief ich voll Freuden. Und nun gesellte sich zu dem bedeutenden Geistesbild, das ich aus der ‚Geburt der Tragödie‘ empfangen hatte, der Eindruck einer jugendlich schönen, lebenswürdigen Persönlichkeit, mit der sich schnell ein herzliches Verstehen einstellte.“

So lernten die beiden, der junge Basler Professor und eben berühmt gewordene Verfasser der „Geburt der Tragödie“ und die „Idealistin“ einander kennen. Die Bekanntschaft geschah im Zauberkreise einer großen Persönlichkeit und im Glauben an ein gemeinsames Ideal. Sie begann im Zeichen Richard Wagners; an ihm zerstückelte sie auch . . . .

Malwida war damals 56 Jahre alt. Ein tapferes Leben voll Kämpfe lag hinter ihr. Wir kennen sie aus ihren „Memoiren“, die ihr die Liebe und Verehrung vieler Tausender zugewendet haben. Einem Leben voll Behagen und „Glück“ hatte sie als junges Mädchen entsagt, um den harten und einsamen Weg derer zu gehen, denen das Pflichtgebot der eigenen Menschwerdung in der Brust lebt. Diese Frau, die fast

<sup>1)</sup> Friedr. Nietzsches Gesammelte Briefe, 3. Bd. Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Frau, 13. Jg. Heft 1 (Oktober 1905)

angstvoll bemüht ist, ihr Leben aus der Zerspaltung und dem Aufgehen in leerem Geschwäh in den Dienst der Menschheit zu retten, über deren Leben als leitende Sterne ein starkes Pflichtbewußtsein und ein großer Liebesdrang nie verloschen, diese durch Schmerzen geläuterte und gehärtete Seele, die tapfere Freiheitskämpferin und einsame Wahrheitsfucherin, ist eine wahrhaft vorbildliche Verkörperung des Strebens der neuen Frau nach größerer Arbeit, erfüllterem Leben, eigener Kräfteentfaltung. Sie war eine unermüdete Jüngerin des „Ideals“, im Sinne des Glaubens an den Ewigkeitswert des erfüllten und treu gelebten Lebens. Allerdings auch „Idealistin“ im trivialeren Sinne des Wortes: mit der liebenswürdigen Schwäche, die verschiedensten Menschen unter der Rubrik gut und edel als Gleiche zu behandeln, nach sich umzudeuten, — dem Mangel an psychologischen Tiefblick, an schärferer und kühler Kritik Menschen und Dingen gegenüber. Und auch eine speziell weibliche Natur im Dominieren der Gemütsseite, und der damit gesetzten unbewußten Schranke für das Gebiet des „reinen Erkennens“, feinsinnige Anempfindung mit logischer Durchdringung verwechselt.

Aber daneben wieviel Verstand, wieviel persönlicher Mut, wieviel Gemütsstärke, wieviel zartes Verständnis für andere, wieviel Liebesfähigkeit. „Der reisende Geist kann einsam sein und in der Einsamkeit die Fülle des Daseins genießen. Das Herz kann nur selig sein, wenn es das Leben einzelner geliebter und verehrter Menschen oder das von Tausenden schmücken kann“, dieser Ausspruch enthüllt den Kern ihres Wesens. Und es zeigt sich an ihr — was so vielen Frauen heute noch ein leeres Wort dünkt — wie die Liebe, der — eben ihrer Höhe wegen — ein Ausströmen im engsten menschlichen Bunde verwehrt war, als ein gestauter See in das große Feld der menschlichen Gemeinschaft überschwelend fruchtbare Bahnen zieht.

Malwidas ausgedehnte Beziehungen, ihr großer Freundschaftskreis hatte sie bereits im Jahre 1861 in Paris mit Wagner zusammengeführt, und die Begeisterung für seine Kunst und Teilnahme an seinem Geschick gewinnen ihm in ihr eine lebenslängliche Freundin. In Schopenhauer, durch ihn ihr vermittelt, findet zugleich ihr ringender Geist die befriedigende Formel für das Lebensrätsel. Und obwohl ihr im Grunde optimistisch gerichtetes Streben sich am liebsten aus der „Erzeugung des Philosophen, des Künstlers, des Heiligen in uns“ ein positives Ideal macht, so spielt doch auch ihr Ruhebedürfnis gern mit der Idee der „Verneinung des Willens zum Lebens“. Ebenso vollständig adoptiert sie das Dogma vom metaphysischen Sinn der Kunst als Erlösung vom Lebenswillen, und Wagners eignen Glauben an die Kulturmission seiner Kunst. Zur Zeit, als sie Nietzsche kennen lernte, lebte sie abwechselnd in Rom und Florenz mit ihrer Pflgetochter, in deren Erziehung sie eine ganz ausfüllende Lebensaufgabe gefunden hatte.

Und Nietzsche? Nur wer die Geburt der Tragödie und die Unzeitgemäßen gelesen hat, weiß, wie „idealistisch“ er damals war. Im Innern angenagt von Schopenhauerschem Pessimismus, krank an der Dumpfheit, Verkünderung, Ziellosigkeit und Niedertracht des Lebens um ihn her, mit ganzer Inbrunst in die dionysischen Entzückungen Wagnerscher Kunst sich werfend, voll zornigen reformatorischen Eifers und enthusiastischen Glaubens: die griechische Kultur, der deutsche Genius, Wagnersche Musik — lauter Höhenwege und Höhenziele einer Regeneration des deutschen Geistes zur Begründung einer deutschen Kultur — voll Dankbarkeit gegen seine Helden, mit schwärmerischer Hingabe auch an den Künstler Richard Wagner gebunden — ein Mensch von außergewöhnlicher Begabung in jeder Hinsicht, von seltener Geistesstärke im Verein mit künstlerischer

Kraft — eine Natur von überfeiner seelischer Organisation, liebesüchtig und menschlichen, weich und hart wie kein anderer, — so ungefähr stellt sich das Bild des jungen Nietzsche von damals dar. Durch seine Schrift, die Wagners Ziele durch Anknüpfung an den griechischen Kulturgipfel in eine überraschend große kulturgeschichtliche Beleuchtung rückte, war er der Herold dieser Kunst geworden, und erschien als das berufenste Werkzeug seiner Idee. Malwida sprach den Eindruck aller Wagnerfreunde aus, als sie nach der Lektüre seines Buches schrieb: „Mit wahrer Wärme erfüllte der Gedanke, eine so herrliche, zugleich wissenschaftlich wie künstlerisch begabte Persönlichkeit neben dem Werk zu wissen, welches sich in Bayreuth vorbereitete.“

Unter diesem Gesichtswinkel lernt Malwida Nietzsche kennen. Es liegt etwas Verhängnisvolles darin. Nietzsches gewaltige Eigensphäre kommt dabei zu kurz. Und eine solche erste Optik hat etwas Hypnotisierendes; es gehört Überwindung dazu, um ihretwillen gegen Wandlungen im Freunde nicht ungerecht zu sein.

Bald nach den „unvergleichlichen“ Tagen von Bayreuth treffen beide nebst Nietzsches Freund Gersdorf wieder in München zu einer Tristanaufführung zusammen, und diese gemeinsam verlebten Tage wandeln die Bekanntschaft in eine herzliche Freundschaft, die bis in die letzten Lebensjahre Nietzsches hinaufreicht.

Was konnte Nietzsche damals persönlich zu der älteren Frau hinziehen? Sicherlich dasselbe Element, das Malwida so manche schöne Freundschaft von seiten bedeutender Männer zugewendet hat: die Wärme des Herzens, das feinsinnige Verständnis, die Lauterkeit der Gesinnung. Der im Jahre 1872 beginnende Briefwechsel zeigt deutlich, wie vieles er zwischen ihr und sich als gemeinsam empfand. Er begleitet von da an alle Phasen seiner Existenz als ein wertvoller Kommentar, mit einem durch die Individualität der Freundin hervorgehobenen weichen Gemütsston als Dominante.

Wie liebenswürdig zeigt er sich da:

„Ich wünschte, ich könnte anderen Menschen täglich etwas Gutes erweisen. Diesen Herbst nahm ich's mir vor, jeden Morgen damit zu beginnen, daß ich mich fragte: Gibt es keinen, dem du heute etwas zu Gute tun könntest? Mitunter glückt es, etwas zu finden.“

Wie geht er ein auf ihre Interessen, nimmt teil an ihren Kümernissen! Eine frauenhafte Zartheit liegt in der Weise, in der er ihren Schmerz, sich von der geliebten Pflege Tochter trennen zu müssen, mitempfindet:

„Wie gern möchte ich diese Ostern bei Ihnen verbringen. Wenn ich auch nicht helfen könnte, Sie zu trösten, so wäre es mir doch hier und da gelungen, Sie zu zerstreuen und Ihr Nachdenken irgend wohin abzulenken. Wenn ich mir besonders noch denke, daß Ihre Gesundheit noch nicht wieder hergestellt ist und daß Sie zu der Fülle von Seelenschmerzen und Beunruhigungen höchst überflüssigerweise auch noch leiblich gequält werden, so fühle ich in mir so recht die Ohnmacht des Helfen-wollens und -nichtkönnens!“

Er begehrt dringend, ihr durch Dienste seine Freundschaft zu erweisen: „Geben Sie mir doch einige Aufträge. Ich werde so vergnügt und glücklich sein, für Sie etwas tun zu können.“ Er möchte ihr etwas „nützlich sein, nützlich auch im aller-nächsten, realsten Sinne“. Er begrüßt mit Freuden jede Aussicht eines Wiedersehens: „Wenn Sie also die Schweiz nicht umgehen können, so dürfte ich fast hoffen, auch selber nicht umgangen zu werden? Es wäre in der Tat herrlich, wenn wir uns noch einmal zusammensuchen könnten.“

Bei einem kurzen Zusammensein in Basel im September 1872 läßt sie ihm die „Mémoires d'une Idéaliste“ zurück. Von nun an stärkt er sich gern an ihren Erfahrungen und vergleicht ihre beiderseitige Aufgabe:

„Sie haben ja Schwereres, doch Analoges erlebt, und wer weiß, wie weit mein Leben noch dem Ihrigen ähnlich zu werden vermag. Denn bis jetzt habe ich eben nur grade angefangen, mich etwas auszusprechen; ich brauche noch viel guten Mut und kräftige Fremdeeliebe, vor allem gute und edle Beispiele, um nicht mitten im Sprechen den Atem zu verlieren. Ja, gute Beispiele! Und da denke ich an Sie und freue mich recht von Herzen, mit Ihnen als mit einer einsamen Kämpferin für das Rechte zusammengetroffen zu sein. Glauben Sie ein für allemal, daß ich Ihnen das unbedingte Vertrauen geschenkt habe, das ich, in dieser Welt des Mißtrauens, nur unter meinen nächsten Freunden empfinden darf, und daß ich so gegen Sie vom ersten Augenblick unseres Bekannntwerdens an gesinnt gewesen bin.“

Aber erst im Sommer 1875, als er die ungearbeitete deutsche Ausgabe der Memoiren liest, kommt der volle Eindruck in schönster Spiegelung:

„Es gab vor 14 Tagen ungefähr einen Sonntag, den ich allein am Genfer See und ganz und gar in Ihrer Nähe verbrachte, von früh bis zu dem mondglänzenden Abend: ich las mit wiederhergestellten Sinnen Ihr Buch zu Ende, und sagte mir immer wieder, daß ich nie einen weishevolleren Sonntag erlebt habe; die Stimmung der Reinheit und Liebe verließ mich nicht, und die Natur war an diesem Tage nichts als das Spiegelbild dieser Stimmung. Sie gingen vor mir her als ein höheres Selbst, als ein viel höheres, — aber doch noch mehr ermutigend als beschämend: so schwebten Sie in meiner Vorstellung, und ich maß mein Leben an Ihrem Vorbilde, und fragte mich nach dem vielen, was mir fehlt. Ich danke für sehr viel mehr als für ein Buch.“

Wie ernstlich diese Selbstschau gewesen ist, zeigt die folgende Stelle desselben Briefes:

„Was muß ein Mann tun, um bei dem Bilde Ihres Lebens sich nicht der Unmännlichkeit zeihen zu müssen? Das frage ich mich oft. Er muß alles tun, was Sie taten und durchaus nichts mehr! Aber er wird es höchst wahrscheinlich nicht vermögen. Es fehlt ihm der sicher leitende Instinkt der allzeit hilfsvollen Liebe.“

Diese Liebe geht auch ihm als der Zentralpunkt des weiblichen Wesens auf in ihrer ganzen Bedeutung: „Eines der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist das eine der herrlichsten Offenbarungen der caritas.“ Und er fährt fort: „Schenken Sie mir etwas von dieser Liebe, meine hochverehrte Freundin, und sehen Sie in mir einen, der als Sohn einer solchen Mutter bedarf, ach so sehr bedarf.“

Malwida antwortet: „Hätte mein Buch mir keine andere Freude bereitet, als mir Ihren letzten Brief zu bringen, so würde ich es doch dafür segnen und mich für berechtigt halten, es geschrieben zu haben. Es bedarf nicht vieler Worte mehr zwischen uns: wir wissen, was wir einander sind, und wollen es in alle Ewigkeit bleiben.“

Wir müssen es gut unterstreichen, daß die Beziehung der beiden einen so tiefen Kern gehabt und einen solchen Höhepunkt erlebt hat.

Malwida schreibt meist ausführliche Briefe, aus Erzählung und Reflexion gemischt, kleinere Ereignisse und intime Stimmungen spiegelnd. Natürlich stehen die Mitteilungen über den Fortschritt des Werks von Bayreuth, wo sie eine Zeitlang Wohnung genommen hat, anfangs sehr im Vordergrund. Nietzsche wirbt um ihren Beistand für die Stiftung von Wagnervereinen. Ein Besuch Wagners wird als der „Besuch an sich“ geschildert. Briefe von ihm oder seiner Werke Aufführungen und Kritiken teilen sie einander mit. Daneben treten von seiten Nietzsches ausführliche Mitteilungen über seine Arbeiten. Die schmerzlichen Eindrücke der ersten philologischen Fehde lebt Malwida ganz mit. Neu Entstandenes sendet er mit eingehender Schilderung der inneren Entstehung und der daran geknüpften Hoffnung. Diese Mitteilungen von hohem biographischen Wert hat Frau Förster-Nietzsche zum großen Teil in ihrer Lebensgeschichte des Bruders bereits mitgeteilt.

Eine Stimme dieser Resignation klingt oft aus Malvidas Briefen. Als sie Bayreuth wegen des Klimas aufgeben muß, scheint ihr auch die letzte Hoffnung verloren auf ein Dasein, das ihrem innersten Wesen entspräche. Körperliches Leiden, ein schmerzhaftes Augenübel machen beide auch in dieser Hinsicht zu Genossen. Schönes Verständnis hat sie damals für die Schwere seiner Laufbahn; sie möchte, daß alle seine Schriften in völliger Ruhe in die Welt hinausträten, „da ja alles wahrscheinlich zum Kampf auf Tod und Leben bereit sein muß“. In ihrer Einsamkeit in Rom erquickt es sie „wie Meeresluft, zu sehen, wie in einer jugendlichen Seele die Kraft des Zorns und der gerechten Empörung zur Flamme wird, die wie das Morgenrot einer besseren Zukunft leuchtet“. „Ja hundert wie Sie,“ ruft sie begeistert aus, „und uns wäre geholfen.“ Durch Nietzsches Briefe geht in diesen Jahren öfter als sonst ein Schein wahrhaften Glücks: er ist so „reich an Liebe“: „was habe ich doch für gute Freunde!“ Neben ihr kommt er sich einmal wie ein „Glückspilz“ vor. Er hat „ein wenig Glück zu verschlecken, wüßte ich nur wie!“ Aber das sind doch mehr hufschende Lichter. Im Grunde liegt eine dunkle Melancholie, ein schweres Bewußtsein der Verantwortlichkeit; fast eine Lebensangst: „Es ist schrecklich und gefährlich zu leben — ich beneide jeden, der auf eine rechtschaffene Weise tot wird“. Von der Begründung einer festen Häuslichkeit mit der Schwester hofft er eine schützende Haut für seine allzugroße Verwundbarkeit. Aber auch plötzliche Schwankungen des Gefühlsbarometers, untergründige Abneigungen verraten sich als Anzeichen einer inneren Krise im plötzlichen Ausweichen vor einer persönlichen Begegnung, in Schreibpausen. Er bittet sie, diese Erscheinungen als Irrationelles zu behandeln und so gütig wie möglich zu deuten.

Dem die Jahre 72—76 sind für Nietzsche die Jahre der großen Krise, des innerlichen Kampfes mit dem erwachenden Selbst. Die große Reaktion gegen Dekadenz und Pessimismus, gegen die Mitleidsmoral, gegen die „Idealität“, gegen Schopenhauer und Wagner. Damals schreibt er an Gersdorf: „In mir gärt jetzt sehr vieles und mitunter sehr Extremes und Gewagtes.“ „Ich möchte wissen, wie weit ich solcherlei meinen besten Freunden mitteilen dürfte. Brieflich natürlich überhaupt nicht.“

Aber die Unmöglichkeit der Mitteilung verstrickt ihn in ein Netz von Mißverständnissen; er leidet an der Notwendigkeit des Scheinmüssens; am Krampf des Verschweigens und Verstellens; die Liebe kämpft ihren Kampf mit dem intellektuellen Gewissen.

Was kann er von diesem unterirdischen Wühlen und Selbststreit der Freundin mitteilen, der unbedingten Verehrerin Wagners? — Und doch schöpft er manchmal aus ihren Worten, aus ihrem Buch Hoffnung, daß sie ihn verstehen werde und seine Füße stärken auf dem schweren Wege. Auch sie hatte alle Bande des Herzens der höheren Pflicht geopfert, sich selbst treu zu bleiben. Sie hatte den Freund verlassen, als der Boden gemeinsamer Wirksamkeit gewichen war, und war der neuen Einsamkeit entgegen gegangen. Unter diesem Gesichtspunkt werden die Worte jenes Briefes erst verständlich, dessen Anfang als Zeugnis vom Eindruck ihres Buches zitiert wurde. Dort heißt es nun weiter:

„Ich war krank und zweifelte an meinen Kräften und Zielen; .. nach Weihnachten glaubte ich von allem lassen zu müssen und fürchtete nichts mehr als die Langwierigkeit des Lebens, das mit Aufgebung der höheren Ziele nur wie eine ungeheure Last drückt. Ich bin jetzt gesunder und freier, und die zu erfüllenden Aufgaben stehen wieder vor meinen Blicken, ohne mich zu quälen. Wie oft habe ich Sie in meine Nähe gewünscht, um Sie etwas zu fragen, werauf nur eine höhere Moralität und Wesenheit,

als ich bin, Antwort geben kann! Aus Ihrem Buch entnehme ich mir jetzt Antworten auf sehr bestimmte mich betreffende Fragen; ich glaube mit meinem Verhalten nicht eher zufrieden sein zu dürfen, als bis ich Ihre Zustimmung habe. Ihr Buch ist für mich aber ein strengerer Richter, als Sie es vielleicht persönlich sein würden.“

1876 entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritt, um seine skeptischen Erkenntnisse vom Eindruck des vollendeten Kunstwerks widerlegen zu lassen: er ging nach Bayreuth zur ersten großen Aufführung des Rings der Nibelungen. 1872 hatte er von diesem Werk geschrieben: es taucht immer mehr auf vor meinen erstaunten Blicken, als etwas Unglaublich-Gigantisches und Vollendetes und ohne Gleichen. Angesichts des vollendeten Werks überfiel ihn die Enttäuschung mit ganzer Wucht; das war kein Aufgang, sondern Niedergang, und krank vor Widerwillen flüchtete er aus den Kreisen dieser „Wagnerianer“ und verbirgt sich in den Wäldern wie ein wundes Tier. Nur seine Schwester fühlt, was sich hier entschieden hatte. „Ich erinnere mich, daß ich bei Fräulein v. Meyßenbug einen ganzen Morgen bitterlich weinte, sie verstand aber nicht recht, warum ich so unglücklich war.“

Wie sollte sie es auch wissen? War Nietzsche doch Wagners Herzen am nächsten, das hatte eben wieder die vierte Anzeitgemäßheit: „Richard Wagner in Bayreuth“ bewiesen! Sie wußte nicht, daß es ein Abschied war, ein letztes Dankopfer gleich jenem an Schopenhauer. Ihr waren diese beiden einmal so unauf löslich mit allem Edlen verbunden, daß sich gegen sie wenden einem Abfall vom Ideal gleich war. Und zu gut kannte sie doch des jungen Freundes auf das Höchste gerichtete Streben. Die Ursache seiner Verschlossenheit, seines ungleichen Benehmens sucht sie in seinem körperlichen Leiden und dem Widerstreit zwischen Berufspflichten und Schaffensdrang. Hilfreich wie immer und tief bewegt von dem in der Nähe gesehenen Leid macht sie jenen rührenden Vorschlag, daß der Freund ein Jahr bei ihr zubringen möge. Ihre Bereitschaft, mit Aufgabe ihrer übrigen Pflichten da einzutreten, wo sie sich nötig fühlt, die wir aus der Geschichte ihres Lebens kennen, tritt auch hier wieder schön hervor:

„Mir liegen nämlich zwei Menschen jetzt am Herzen, für deren Schicksal mir beinahe eine innere Verantwortung auferlegt scheint, so tief wert sind sie mir, so intim fühle ich, was ihnen not tut, so sehr scheint es mir (ohne Annäherung), daß gerade ich ihnen zunächst geben kann, was sie bedürfen. Das sind Sie und Ihr jünger, mir zugesandter Freund Bremer.“

Nachdem sie den Plan entwickelt, diesen eine Zeitlang ganz zu sich zu nehmen und dazu einen kleinen schön gelegenen Küstenort Unteritaliens zu wählen, fährt sie fort:

„Auch Ihnen möchte ich diese Heimat, wenigstens für ein Jahr lang, bieten. Sie müssen im nächsten Winter von Basel fort! Sie müssen sich ausruhen unter einem milderen Himmel, unter sympathischen Menschen, wo Sie frei denken, reden und schaffen können, was Ihre Seele füllt, und wo wahre, verstehende Liebe Sie umgibt.“

Das wäre hier der Fall. Ihr junger Freund, der Sie verehrend liebt, und ich, die Sie mütterlich liebt, wir würden Ihnen die Ruhe bereiten, die Ihnen nötig wäre, um wieder ganz zu erstarren und vielleicht an dem zu schaffen, was uns dreien als das Wichtigste erscheint; die andern Stücke, die Ihnen noch in Gedanken liegen, könnten Sie sogar dem jungen Freund diktiert, und der würde durch Sie lernen und auch schneller zum Ziele kommen, als wenn nur ich allein ihn leite. Wir drei könnten vielleicht, da wir alle Altersstufen vertreten und also die jedesmalige Stufe der Einsicht und Empfindung darstellen, manches Problem gemeinschaftlich lösen, das für die Welt von Bedeutung wäre.“

Wie liebevoll gedacht! Nietzsche konnte auch hier sagen, was er ihr viel später noch einmal bei ähnlicher Gelegenheit schreibt: welch nachdenkliche Güte! Und doch liegt für uns, die wir heute den Zusammenhang überschauen, eine leichte Naivität darin, wie sie auch der hochgebildeten Frau so leicht haften bleibt. Welche Gleichheit

der Geister wird von dieser ahnungslosen Seele vorausgesetzt. Eine alternde Frau mit einer autodidaktischen Allgemeinbildung und ein junger und unreifer, wenn auch begabter Student, mit einem Nietzsche Probleme gemeinschaftlich lösend, „die für die Welt von Bedeutung wären“. Aber bedenken wir, daß sie gewohnt war, als seine Anempfängerin in der Ideenwelt bedeutender Männer zu leben und eine gewisse Lebensweisheit mit Philosophie zu verwechseln, daß briefliche und mündliche Zeugnisse sie an ihre eigene geistige Bedeutung glauben gelehrt.

Nietzsche nimmt den Plan enthusiastisch auf. Sein Dank ist mehr als herzlich. Später will er ihr sagen, wie zur rechten Zeit dies Wort von ihr gesprochen wurde, „wie er mit niemand jezt so gern als mit ihr zusammen sein möchte.“ „Wollte ich Ihnen sagen warum — so würden Sie sehen, wie hoch ich Sie liebe und ehre.“ Wir erraten, was ihm die vertraute Freundin Wagners jezt sein sollte.

Oktober 1876 treffen die Freunde in Sorrent zusammen; Nietzsche hat seinen Freund Rée als Vierten in den Bund gebeten. Es entfaltet sich ein Idyll nach Malvidas Wünschen: eine Villa am Meer, in der herrlichsten Natur — völlige Freiheit zu isolierter Arbeit, gemeinschaftliche Mahlzeiten, Spaziergänge, gemeinschaftliche Lektüre und Gespräche. Schöne Pläne werden geschmiedet: eine Idealkolonie der freien Geister, mit einer Erneuerung der peripatetischen Lehrweise. — Aber auch auf Malvidas Seite leise Trübungen: der Freund ist nicht der alte. Sie entdeckt mit Mißfallen einen beginnenden Wandel in seinen Anschauungen, den sie Rées Einfluß zuschreibt; eine Anzahl Aphorismen, die er ihr vorliest, rät sie ihm zu unterdrücken! Es sind die Anfänge seiner Befreiungsschrift: „Menschliches, Allzumenschliches“, mit der er, nach späteren Worten, allem eingeschleppten „höheren Schwindel“, „Idealismus“, „schönem Gefühl und anderen Weiblichkeiten“ ein jähes Ende bereitet.

Nietzsche hat sich erst später über diesen Sorrenter Aufenthalt geäußert. Zwar war der erste Eindruck des Südens auf ihn bezaubernd, und die köstliche Natur übte ihre volle Wirkung, aber sein Leiden besserte sich nicht. Anfang Mai wurde sein Zustand unerträglich, und er lehrte zurück, in den Schweizer Bergen aufzuatmen. Der Schwester hat er sein Herz ausgeschüttet: die flachen Gespräche, das stete Zusammensein zu vieren, die fortwährenden verschwiegenen Mißverständnisse in den Meinungen — und über die Idealkolonie: unerträglicher Gedanke, mit der ganzen ihm näherstehenden Gesellschaft zu essen — besser noch gewöhnliche Pensionsherdentiere, die nicht den Anspruch erheben, etwas von ihm zu verstehen . . . .

Dieser Mensch mit dem ungeheuer feinen Gefühl für Verschiedenheiten, den unerträglich feinen Geruchsnerven für Menschen persönlichen Umgangs, war wieder einmal der Illusion erlegen, daß er sich mitteilen könne, der Illusion, die noch den Einsiedler von Sils-Maria in seiner Eisregion immer wieder hoffnungsfüchtig nach neuen Freunden die Arme breiten ließ, die nie kamen, nie kommen konnten!

Und von nun an wußte er, daß auch die Freundin zu denen gehören würde, die dahinten blieben. Aus der Schweiz schreibt er dankend: „Ich denke mit herzlichster Liebe an Sie, alle Stunden mehrere Male; es ist mir ein gutes Stück mütterlichen Wesens geschenkt worden, ich werde es nie vergessen —“; aber am Schluß steht: „denn mitunter überkommt mich das Gefühl der Einnöde, daß ich schreien möchte.“

Von nun an ist das innere Verhältnis ein anderes. Nicht die Herzlichkeit des Verkehrs; die stellt sich bald wieder ein. Zwar auch sie wird noch einmal unliebsamen Prüfungen ausgesetzt: Malvidas Eifer, zwischen den von ihr geschätzten Menschen auch

stets neue Bande zu stiften, führt bei ihrer mangelhaften Menschenkenntnis zweimal zu schlimmen Erfahrungen, deren eine Nietzsche auf lange Jahre den Verkehr mit Gersdorf kostet.

„Es gab in jener Zeit manches scharfe Wort gegen Fr. von Meyenbug“, berichtet Elisabeth Förster-Nietzsche, die jene beiden unerquidlichen Vorfälle in ihrem Buch erzählt hat.

Aber es steigt auf beiden Seiten die Güte. Auf Nietzsches Seite die schonende und verschweigende, und auf Malvidas Seite die hoffende und helfende.

Tragische Täuschung! Der geliebte Wahn, daß der bloße gute Wille die im Wesen des Menschen selbst gesetzte Kluft überbrücken — Liebe mangelndes Verständnis ersetzen könne!

In den folgenden Jahren stockt der Briefwechsel. Sie bringen für Nietzsche den Höhepunkt der körperlichen Krankheit, aber innerlich wachsende Befreiung, Abstoßung des Alten, Sichtbarwerden des neuen Weges, ein Auf und Ab von moralischen Siegen und Niederlagen. Einmal erklingt sein Wort aus dieser Zeit an die Freundin:

„Das Schicksal Voltaires, über den es auch nach hundert Jahren nur Parteierurteile gibt, stand mir als fürchtbares Symbol vor Augen. Gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am unverföhnlichsten im Haß, am ungerechtesten in Liebe. Trotzdem: ich will stille meinen Weg gehen und auf alles verzichten, was mich daran hindern könnte. Die Krisis des Lebens ist da; hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schwerlich einsam zu Mute werden. Aber ich bin mit mir einig.“

Und ein andermal: „Ich gehe vorwärts, aufwärts, vertrauen Sie mir immer weiter.“

Wie stand Malvida zu dieser Wandlung? „Ich blieb ihm gut“, sagt sie, „trotz allem, was mich in zunehmendem Maße antipathisch in seinen neueren Schriften und Briefen berührte, weil ich die ganze zweite Phase seiner Entwicklung als eine Übergangsperiode ansah.“ Armer Nietzsche! Und doch hielt sie vor allem auch noch ein anderes fest: die zunehmende Dual des Einsamen, immer mehr Einsamen! So gibt sie immer noch tröstende und gute und hoffende Worte, enthält sich jedes harten Wortes, berührt keine wunden Stellen . . . So kann er auch an ihr festhalten, und ihr, die er „wie eine ältere Schwester liebt und ehrt“, als er sich dem Tode nahe glaubt, noch einmal die Verwandtschaft ihrer Naturen aussprechen, die der Kern ihrer Freundschaft gewesen ist — zugleich mit einer stolzen und schönen Rechtfertigung seines Lebens:

„Ich glaube mein Lebenswerk getan zu haben, freilich wie einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiß, daß ich einen Tropfen guten Blutes für viele ausgegossen habe und daß ich vielen zur Selbsterhebung, Friedfertigkeit und gerechtem Sinn einen Wink gegeben habe. Kein Schmerz hat vermocht und soll vermögen, mich zu einem falschen Zeugnis über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen.“

Zu wem dürfte ich dies alles sagen, wenn nicht zu Ihnen? Ich glaube — aber es ist unbescheiden, es zu sagen — daß unser Charakter viele Ähnlichkeiten hat. Zum Beispiel wir sind beide mutig, und weder Not noch Geringschätzung kann uns von der Bahn, die wir als die rechte erkennen, abdrängen. Auch haben wir beide in uns und vor uns manches erlebt, dessen Leuchten wenige der Gegenwärtigen gesehen haben — wir hoffen für die Menschheit und bringen uns selber als bescheidenes Opfer, nicht wahr?“

Das Zeugnis ist ehrenvoll für die Frau: es ist nichts mehr oder weniger als ihre Anerkennung als Gefährtin auf gleichem Wege, mit dem gleichen Schicksal. (Schluß folgt.)

